

Michal Hvorecky

ESKORTA

Roman Tropen

Aus dem Slowakischen von Mirko Kraetsch

Tropen

www.klett-cotta.de/tropen

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Eskorta« im Verlag Marenčin PT, Bratislava.

© 2007 by Michal Hvorecky

Für die deutsche Ausgabe

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 2009

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Schutzumschlag: Klett-Cotta-Design

Motiv: Josephine Meckseper »Untitled (Valentino Red Face)«, 2001

Glitter und Gouache auf Papier, 39,7 × 49,5 cm

Privatsammlung Stuttgart, Courtesy Galerie Reinhard Hauff, Stuttgart

und © VG Bild-Kunst, Bonn 2009

Foto: Zooey Braun, Stuttgart

Gesetzt aus der Electra von r&p digitale medien, Echterdingen

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt und gebunden

von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50102-5

I ● BRRRAATISLAVAAAA

*Tell me if you can
What makes a man a man*
CHARLES AZNAVOUR

1.

Ich war schon immer davon überzeugt, dass ich als Frau besser ausgesehen hätte: ein ovales Gesicht mit blasser, glatter Haut und einer kleinen Nase, kerzengerade lange und schlanke Beine, ausladende Hüften, eine schmale Taille, hellblaue Augen, blondes Haar und weiße Zähne. Die festen Arme und breiten Hände waren zwar für große Gesten gemacht, doch blieben sie bei mir allzu sanft für einen Mann. Meine sterbliche Hülle wirkte trotz ihrer beachtlichen Größe von 1,91 Metern fragil. Die Schultern hätten wesentlich breiter sein müssen, der Brustkorb gewölbter, das Kinn schärfer geschnitten, die Wangenknochen markanter, der Blick energischer. Auch lange Haare hätten mir gut gestanden. Ich hatte fast keine Augenbrauen und kein einziges Härchen in den Achselhöhlen. Meine Brust blieb verblüffend glatt.

Schon seit frühester Kindheit musste ich mir immer wieder Sätze anhören wie »Das könnte aber auch eine hübsche Tochter sein!« oder »Du hättest wohl ein Mädchen werden sollen?«. Noch mit neun Jahren passierte es, dass mich auf Spaziergängen mit meinen Eltern Leute ansprachen: »Na, meine Kleine, wie heißt du denn?« Wenn mein Vater sagte, dass ich Michal heiße, entschuldigten sie sich: »Verzeihung. Du bist also ein Junge? Wirklich? So ein goldiges und niedliches Kerlchen!«

Zwischen zwölf und dreizehn nahm mein Gesicht noch weiblichere Züge an. Die Veränderung meines Aussehens hatte zur Folge,

dass mich Leute, die mich zuletzt mit elf gesehen hatten, entgeistert musterten. Es stach in die Augen. Auch meine Eltern hätten das bemerken müssen. Es machte den Eindruck, als könne sich meine männliche Identität nicht in vollem Umfang entfalten. So manches Detail, das andere an mir hervorhoben, betrachtete ich als Mangel. Sogar meine eigene Stimme war für mich wie die eines Fremden, denn sie klang, auch als ich erwachsen war, noch weich und zart und wenig prägnant.

Mein eigener Körper störte mich, ja, fast quälte er mich. Als wären beide Geschlechter in mir verborgen. Ich hätte zum neutralen Geschlecht gehört, wenn es so etwas gegeben hätte.

Trotz alledem wollte ich damals diese Frau noch nicht töten. Die Frau in mir.

2.

Meine Familie stammt aus der Tschechoslowakei. Dafür kann ich nichts.

In einem so winzigen Land wurde sehr aufmerksam beobachtet, woher man kam und aus was für einer Familie. Meine Vorfahren hatten sich in der Vergangenheit ihren Lebensunterhalt in den verschiedensten Berufen verdient, waren Bauern, Gutsverwalter, Soldaten und Beamte gewesen.

Als Kind sprach ich Deutsch, auch wenn das schon damals ganz unzeitgemäß war. Mein Großvater, der Rechtsanwalt Herbert Kirchner, Jahrgang 1887, gehörte zu den bekanntesten Homosexuellen in der Tschechoslowakei der Zeit zwischen den Kriegen. Er war in Böhmen geboren und damit österreichischer Staatsbürger. Seine Erziehung erhielt er auf Militärschulen, danach studierte er Jura. 1918 begrüßte er den Fall von Österreich-Ungarn und die Gründung einer eigenständigen Tschechoslowakei. Er tauschte die Uniformen

gegen Anzüge mit englischem Schnitt aus, rasierte sich den Backenbart ab und widmete sich nun Jazz, Sport und Autos.

Mein Großvater wirkte auch mit fünfzig noch ungewöhnlich jung. Er war immer elegant gekleidet, und wenn er auf dem Weg in eins der Kaffeehäuser der Prager Altstadt den Graben entlangflanierte, schaute er den jungen Herren, die voller Sorge von den sie begleitenden Damen bewacht wurden, tief in die Augen. Er hatte hervorragende Manieren und wusste nicht nur, wie man sich korrekt benimmt, sondern war auch ein begnadeter Redner.

Mit deutschsprachigen homosexuellen Kreisen kam er vor allem im Café Continental in Kontakt, wo regelmäßig Kabarettvorführungen und Travestie-Shows stattfanden. Dort verkehrte er auch mit Männern, die ihre Orientierung sonst unterdrückten oder geheim hielten.

Herbert lebte in einer Mietwohnung in der Heinrichgasse, zwischen Pferdemarkt und Heuwaagplatz, wo er gemeinsam mit Freunden und unter Aufsicht eines Psychiaters mit Haschisch und Opium experimentierte. Er hatte einen außerordentlich gut entwickelten Sinn für Tanz und Musik, liebte das Ballett und die Oper und war mit Avantgarde-Künstlern befreundet, deren Namen mir nichts sagten. Seine Bibliothek umfasste angeblich die zweitgrößte Sammlung erotischer Literatur in Mitteleuropa.

Als erster tschechoslowakischer Rechtsanwalt forderte er die Entkriminalisierung der gleichgeschlechtlichen Liebe. Strafen für Homosexuelle wurden auf böhmischem Territorium im 18. Jahrhundert eingeführt: Ihnen wurde der Kopf abgeschlagen und dieser dann mit dem Rest des Körpers verbrannt. Beischlaf mit einem Nichtchristen, also mit einem Juden oder Muslim, galt als erschwerender Tatbestand. Selbst bei Masturbation drohten Folter oder gar Erhängen. Noch Ende des 19. Jahrhunderts wurden sogenannte Sodomiten mit Haftstrafen zwischen einem und fünf Jahren bestraft, zuzüglich Aus-

peitschen und Zwangsarbeit. Zu Herberts Zeiten wurde man normalerweise »therapiert«, indem die Hoden entfernt wurden. Die Psychiater gaben ihren »Patienten« außerdem Brechreiz fördernde Mittel und zeigten ihnen dabei Filme mit nackten Männern. Mein Großvater legte öffentlich Protest ein.

Er war Mitbegründer der Weltliga für Sexualreformen und erwarb sich Verdienste bei der Gründung der Zeitschrift *Stimme der sexuellen Minderheit*. Er kämpfte gegen brutale Denunzianten, die von Schwulen Geld forderten und drohten, sie ansonsten bei der Polizei anzuzeigen. Die Verfolgung von Homosexuellen durch die Nazis lehnte er ab, doch hielt er sie für zweitrangig, verglichen mit den historischen Erfolgen, die sein Volk erreicht hatte. Als deutschsprachiger Bürger der Tschechoslowakei befand sich Herbert in einer besonders komplizierten Situation: Er war homosexuell, aber er bewunderte Hitler. Den Versailler Vertrag hielt er für ungerecht und die Kriegsreparationen für eine bodenlose Zumutung. Er begrüßte ebenfalls den Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich.

Doch nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Nazis stand er auf der schwarzen Liste und wurde von der Gestapo drangsaliert. Er wollte sich durch eine Ehe in Sicherheit bringen und suchte sich dafür eine Lesbe in ähnlicher Situation. Sie heirateten im Dezember 1938 im Prager Rathaus. Ein altes Familienfoto von jenem Tag zeigt einen großen, athletisch gebauten Mann, der sich leger auf einen Sockel aus heller Pappe stützt, eine Requisite des Fotoateliers. Dabei schaut er nicht die wunderschöne Braut an, die neben ihm steht, sondern blickt irgendwohin zur Seite und tut so, als sei er gar nicht da. Das Ehepaar Kirchner beschloss, für Nachwuchs zu sorgen, meinen Vater, und so nach außen hin den Anschein einer normalen Familie zu erwecken. Herbert glaubte, dass ihm als Deutschem, wenn er nur vorsichtig genug wäre, definitiv keine Gefahr drohte. Die Gestapo sperrte ihn dann aber trotzdem

ein, in die Kleine Festung von Theresienstadt, in eine Baracke für politische Gefangene und Homosexuelle. An der Häftlingskleidung musste er den rosa Winkel tragen. Schließlich deportierten sie ihn nach Auschwitz, wo er direkt nach seiner Ankunft am Morgen des 7. März 1943 in der Gaskammer getötet wurde.

Von ihm habe ich die blauen Augen und die hohe Stirn geerbt.

3.

Seit ich zum ersten Mal jene vergilbte, ausgebleichene Daguerreotypie meiner Großmutter gesehen habe, die vor ihrer Heirat Helena Prokopová hieß, bin ich überzeugt davon: Wäre ich als Frau auf die Welt gekommen, wäre ich mit derselben außergewöhnlichen Schönheit gesegnet worden.

Helena, eine weithin bekannte Schönheit und fortschrittliche Lesbe, stammte aus einer angesehenen Prager Familie, die vor 150 Jahren aus dem Rheinland nach Böhmen übergesiedelt war. Ihr Vater hatte es bis zum Verwaltungsratsmitglied der Tschechischen Versicherungsanstalt und zum kaiserlichen Kommerzialrat gebracht. Als Helena 1897 geboren wurde, hatte Prag 300 000 Einwohner, auf einen Deutschen kamen vier Tschechen. Sie wuchs in Wohlstand auf, ging auf die deutsche Volksschule an der Ecke Graben und Herengasse, die von Kindern jüdischer und einiger protestantischer Familien besucht wurde, und sprach Kuchelböhmisches, eine verbreitete Mischung aus Deutsch und Tschechisch.

Die grünäugige Helena mit den markanten Wangenknochen und der bis zur Pubertät jungenhaften Figur wirkte in der Prager Szene schockierend schön. Mit fünfzehn begann sie, ausschließlich Männerkleidung zu tragen, sie hatte einen Pagenschnitt, liebte die Frauen und trank ausschweifend. Sie war leidenschaftliche Autofahrerin und bekam als allererste Pragerin ein Strafmandat wegen Geschwin-

digkeitsüberschreitung. Außerdem experimentierte sie mit Drogen, insbesondere mit Morphium.

Helena hatte, seit sie sechzehn war, eine eigene Wohnung in der Theyngasse, drei gemütliche und ruhige Zimmer im ersten Stock. Trotz der herrschenden Verhältnisse ging sie offen und auch verdeckt erotische Beziehungen zu Frauen ein. Sie schrieb sich am Institut für Germanistik der Karlsuniversität ein, doch die Vorlesungen besuchte sie nur gelegentlich, und ihr Studium schloss sie auch nicht ab. Sie ging lieber in den Verein deutscher Künstler in Böhmen, der seine Zusammenkünfte in der Regel im Deutschen (später Slawischen) Haus abhielt, wo sie ab und zu samtig, aber angeblich ein wenig falsch Chansons zum Besten gab. Weitere regelmäßige Szene-Veranstaltungen fanden im Tanzklub Batex statt, wo auch Begegnungen auf Inserate hin organisiert wurden, die in der Zeitschrift *Stimme der sexuellen Minderheit* veröffentlicht wurden. Helena verbrachte so manche Nacht im Café Louvre in der Nationalstraße und in einem Lokal namens Casino. Ihre Schönheit begeisterte, für die Prager Bohème wurde sie zur Muse.

Als leidenschaftliche Touristin absolvierte sie weite Reisen mit dem Auto. Sie besuchte Persien, den Irak, Afrika, die USA, das Baltikum und die Sowjetunion. Mit ihrer Leica machte sie unermüdlich Schnappschüsse von ihren Freundinnen, vor allem aber von sich selbst.

Nach dem Münchener Abkommen war Prag für Helena nicht mehr sicher. Sie fühlte sich bedroht, wollte emigrieren, aber Geschäftemacher boten Visa nur gegen unverschämte hohe Geldbeträge an. Helena musste sogar beim Autofahren umlernen, denn nach dem Einmarsch der Deutschen wurde von Links- auf Rechtsverkehr umgestellt. Einige Tage nach der Ausrufung des Protektorats Böhmen und Mähren wurde sie festgenommen. Dank einer Bestechung durch ihren Vater wurde sie für kurze Zeit wieder aus dem Gefäng-

nis Prag-Pankrác entlassen, doch ihr Pass wurde ihr abgenommen. Ein Jahr später landete sie wegen »undeutscher Umtriebe« erneut hinter Gittern. In Theresienstadt wurde sie Zeitschriftenredakteurin und nahm an musikalischen Aktivitäten teil. Das genaue Datum ihres Todes im Konzentrationslager Ravensbrück, wohin man sie deportiert hatte, ist nicht bekannt.

Verwandte behaupten, dass ich ihr vor allem durch meinen großen sinnlichen Mund ähnlich sehe.

4.

Mein Vater, Josef Kirchner, kam im Mai 1941 in Theresienstadt zur Welt. Bald wurde er in ein Kinderheim gebracht, genoss jedoch eine andere Stellung als die jüdischen Kinder. Um ihn kümmerten sich deutsche Krankenschwestern, die ihn zu einem arischen Musterkind erziehen wollten, einem Germanen der neuen Generation. Seine Eltern lernte er nie kennen, und lange Zeit wusste er nicht, dass er nur gezeugt worden war, um sie vor der Verfolgung zu retten.

Anfang August 1945 kehrte mein Vater mit zahlreichen Waisen aus den befreiten Gebieten von Böhmen und Mähren nach Prag zurück. Seine homosexuelle Orientierung wurde ihm mit dreizehn bewusst, er hörte auf, ein dürrer, schwächlicher und schwacher Junge zu sein, und verwandelte sich binnen kurzer Zeit in einen starken, großen, prachtvollen jungen Mann. Mit einigen Schwierigkeiten absolvierte er ein Soziologiestudium an der Karlsuniversität. Sein Deutsch musste er heimlich aufbessern, denn das Erlernen dieser Sprache war offiziell verboten worden. Er trat in die kommunistische Partei ein, überzeugt, dass die politischen Prozesse und die Verstaatlichungen nur vorübergehende Maßnahmen darstellten, unausweichlich auf dem Weg zu einer schöneren und gerechteren Welt.

Homosexualität galt auch nach dem Putsch der Kommunisten vom Februar 1948 als abartig. Die Repressionen gingen weiter – unter neuen Vorwänden. Mein Vater hat mir nie die Umstände seiner ersten Festnahme verraten. Kurz nach der Aufnahme ins Gefängnis-Krankenhaus musste er eine phallogometrische Untersuchung über sich ergehen lassen, bei der ihm Fotos nackter Männer gezeigt wurden und der Arzt die Reaktionen seines Penis beobachtete. Das Glied meines Vaters reagierte nicht. Doch als zwei Polizisten in Uniformen vor ihm standen, ein Mann und eine Frau, bekam er eine heftige Erektion. Der Doktor lehnte es ab, meinem Vater ein »blaues Büchlein« auszustellen, das ihn von der zweijährigen Wehrpflicht befreit hätte. Während der Armeezeit wurde er wegen angeblichen Randalierens (in Wahrheit wegen des Geschlechtsverkehrs mit einem Mann) erneut verhaftet und einer Elektroschock-Therapie unterzogen.

In den sechziger Jahren wurde mein Vater durch wiederholtes Verabreichen von LSD behandelt, wodurch die Verarbeitung »unannehmlicher Erlebnisse« stimuliert werden sollte. Er verbrachte fast ein Jahr im Rausch. Die Resultate erwiesen sich als fraglich, denn »der Patient verlangte, die Therapie möge nicht abgebrochen werden«. Daraufhin injizierten die Ärzte meinem Vater Sexualhormone in der Hoffnung, dass sein Interesse an Frauen zunehmen würde, doch der erhoffte Effekt trat nicht ein. Josef galt nun als austerapiert und wurde aus dem Krankenhaus entlassen. Lange konnte er keine Arbeit finden. Im Rahmen des Programms zur Umsiedlung bürgerlicher Elemente aus Prag wollte man ihn zum Umzug aufs Land zwingen, in eine der entvölkerten Gemeinden im Grenzgebiet. Es gelang ihm jedoch, in Prag zu bleiben. Er arbeitete als Assistent in einem Forschungsinstitut und erhielt dafür ein erschreckend niedriges Gehalt. Er verdiente weniger als die sozialistischen Arbeiter, die sich immer nur auf ihre Schaufeln stützten.

An seinem neuen Arbeitsplatz traf er Hana, meine spätere Mutter, eine Frau mit dem herrlichen Gesicht eines unruhigen Engels, eine Lesbe mit deutschem Familienhintergrund und ähnlichen Therapie-Erfahrungen. Als er sie kennenlernte, hatte die 37-jährige reife Frau bereits eine sehr abenteuerliche Jugend hinter sich.

Das Gesicht meiner Mutter, eher streng als verschlossen, verbarg den unvoreingenommenen Blick. Sie bezirzte die Damen durch ihr vornehmes Äußeres, das leicht spitz zulaufende Kinn, das kühle Lächeln ihrer regelmäßigen Zähne, ein gewagtes Make-up und ihre dichten welligen Haare, die sie kurzgeschnitten trug.

Josef und Hana beschlossen unter dem Druck der Umstände zu heiraten. Ein Kind hatten sie anfangs nicht geplant. Die frischgebackene Ehefrau verweigerte ihrem Mann sofort den Geschlechtsverkehr, wonach dieser aber auch gar kein Verlangen hatte. In ihrer formalen Ehe ging es dann allerdings drunter und drüber, als die Tschechoslowakei von den Armeen des Warschauer Pakts besetzt wurde. Die politische Situation spitzte sich zu und meine Eltern beschlossen, mich zu zeugen.

5.

Ich kam 1973 in Prag zur Welt und erhielt den Namen Michal.

Wir wohnten in einer Zweizimmerwohnung im obersten Stockwerk eines vierzehngeschossigen Plattenbaus in einem Prager Außenbezirk. Meine Eltern hatten getrennte Schlafzimmer. Meine Mutter brachte ihre lesbischen Partnerinnen mit nach Hause, mein Vater seine Liebhaber. Sie hatten nichts zu verbergen. Auch nicht vor mir.

Jede Woche, vor allem freitags und samstags, kamen fremde Menschen, die sich keinen Deut um mich kümmerten und auf die ich in kindlicher Weise eifersüchtig war. Vor meinen Augen defilierten

bärtige halbnackte Wesen mit langen Haaren und durchscheinenden Gesichtern vorbei, mit Bierflaschen in der Hand. Sie rauchten, redeten wirres Zeug, und ab und an gaben sie mir zu verstehen, dass ich sie störte.

Im Wohnzimmer donnerte fortwährend Musik. Für die Raubkopien soll angeblich jemand im Gefängnis gelandet sein. Hartnäckig blieb der Rauch von Zigaretten und Marihuana in den Gardinen hängen. Über den Fußboden waren mit der Schreibmaschine abgetippte Manuskripte verstreut. An den Wänden entlang wanden sich Tonbänder. Überall lagen Berge von Schallplatten herum. Wenn ich nachts aufs Klo ging, musste ich oft über Körper steigen, die auf dem Wohnzimmerboden lagen, in Bettdecken oder Schlafsäcken eingewickelt, manche waren nackt und in Umarmungen verschlungen.

»Ich wusste gar nicht, dass du ein Kind hast«, murmelte einer.

»Du hast auch nicht danach gefragt«, antwortete mein Vater ruppig.

»Wie heißt du denn?«, fragte mich jemand.

»Michal. Und du?«

»Ich? Gar nicht«, antwortete der Unbekannte. »Du hast mich nie gesehen.«

Wie konnte ich ihn nicht sehen, wo er doch direkt vor mir lag?

Ich bewegte mich ausschließlich zwischen Erwachsenen und gewöhnte mich an ihre Schamlosigkeit. Als ich fünf war, boten sie mir Zigaretten an, ein Jahr später probierte ich Haschisch. Die Tabakkrümel gerieten mir in den Mund und brannten auf der Zunge und meine Lippen klebten am Papier fest. Der Geschmack von Bier war mir in diesem Alter bereits vertraut. Halbnackte Frauen beugten sich zu mir herab und ließen mich von ihrem Wein trinken, und ich nahm ihre betörenden Ausdünstungen wahr – damals wusste ich noch nicht, dass sie nach Sex rochen. Jede Offerte wurde von schal-

lendem Gelächter begleitet. Eigentlich war mir nur eine einzige Sache verboten: darüber zu reden, was bei uns vor sich ging.

»Erzähl niemandem, worüber wir zu Hause gesprochen haben. Du darfst keinem sagen, dass uns Leute besuchen kommen, verstehst du?«, sagten meine Eltern immer wieder zu mir.

»Ja, ist gut«, antwortete ich, obwohl ich überhaupt nichts kapierte. Doch ich tat so, als würde ich die geheimen Zusammenhänge verstehen, und sicherheitshalber hielt ich in der Schule meine Zunge im Zaum. Ich hatte dort ohnehin keinen Spaß, verglichen mit den Ereignissen zu Hause war dort nichts los.

Doch der Geheimdienst verfolgte den Lebenswandel meiner Familie mit aller Härte. Uns hatten offensichtlich Nachbarn angezeigt. Eigentlich waren meine Eltern eher durch Zufall in Opposition zur Diktatur geraten. Dabei interessierten sie sich so gut wie gar nicht für Politik. Ab einem gewissen Zeitpunkt wurden beide regelmäßig für Verhöre abgeholt und unser Telefon wurde verwanzt.

Manchmal gab es Razzien. In solchen Fällen war es meine Aufgabe, im Radio blitzschnell den illegalen ausländischen Sender umzustellen, das Marihuana vom Tisch zu wischen und es im Klo hinunterzuspülen.

Dadurch, dass ich noch so klein war, geriet ich ungewollt ins Epizentrum der Aufmerksamkeit von Seiten der Polizei. Einmal wollte mich die Staatsmacht beschützen, ein andermal tadelte sie mich. Ich war dünn, ewig unausgeschlafen, sah ziemlich ungesund aus und litt unter Appetitlosigkeit. Andere Kinder in meinem Alter schauten sich regelmäßig Märchenfilme an, ich schaute mir regelmäßig Gesichter auf Polizeifotos an. Mir waren die leeren Verhörräume der Polizei mit den runden Wanduhren und dem unaufhörlichen Klappern der Schreibmaschinen vertraut, die vollgestopften unpersönlichen Büros mit dem hellgrauen Linoleum auf dem Boden und den Schwarzweißfotos von Politikern an der Wand. Man

unterzog mich Kreuzverhören, fotografierte mich, notierte meine Aussagen und ließ mich Dokumente unterschreiben.

Ich kam mir ausgesprochen wichtig vor.

Immer, wenn mich ein Ermittler etwas fragte, wiederholte ich die auswendig gelernten Sätze.

»Wer ist am häufigsten bei euch zu Besuch?«

»Weiß ich nicht.«

»Versuch dich zu erinnern! Hast du den hier schon mal gesehen?«

Er wedelte mit einem Schwarzweißfoto vor meiner Nase herum.

»Noch nie.«

Dabei hatte er am Morgen noch vor meinen Augen seinen Kater ausgeschlafen.

»Über was reden deine Eltern?«

»Ich weiß nicht, das hab ich vergessen.«

»Kriegt ihr Pakete aus dem Ausland?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Junger Mann, Sie leiden an komplettem Gedächtnisschwund.«

»Wie bitte? Ich weiß es nicht ...«, sagte ich.

»Mit so einem leeren Kopf kannst du nicht studieren, das ist ausgeschlossen. Verstehst du dich gut mit deinem Vater und deiner Mutter?«

»Meine Eltern sind meine besten Freunde. Wir machen zusammen Ausflüge. Ich hab sie sehr lieb.«

»Wenn du groß bist, gehst du in eine Fabrik arbeiten. Anständige Arbeit tut dir gut, wenn du so eine hohle Birne hast. Der Wehrdienst und ein paar freiwillige Arbeitseinsätze werden dein Gedächtnis schon wieder auffrischen.«

Der Mann war zwei Köpfe größer als ich, aber ich gab nicht klein bei und konzentrierte mich darauf, meine Angst zu beherrschen.

»Das klingt überhaupt nicht wie die Aussage eines Kindes«, meldete sich jemand aus dem anderen Raum zu Wort.

»Die Arbeiterklasse hasst dich und schämt sich für dich!«, brüllte mich der Oberst an, ein Pavian in Militärstiefeln.

»Wirklich? Das tut mir leid. Richten Sie ihr bitte aus, dass ich mich entschuldige.«

»Das reicht jetzt!«

»Können Sie mir bitte Ihre Dienstnummer nennen?«, fragte ich.

Ich brachte den Ermittler ordentlich in Verlegenheit. Von meinen Eltern wusste ich, welche Angst die Polizisten hatten, dass ihre Namen an ausländische Radiostationen gelangen könnten, die sie dann in ihren Sendungen nennen würden. Sie ließen mich gehen. Zum Lügen musste ich mich nicht zwingen, ich beherrschte das perfekt. Ich war sogar versessen darauf, es immer wieder zu tun, bis mir die Geschichten völlig natürlich vorkamen. Ich hatte Spaß an der Verstellung, ich glaubte, dass ich dadurch älter und erwachsener wirkte. Die immer häufigeren Unannehmlichkeiten mit dem Geheimdienst waren erstaunlicherweise Anlass für ein Aufblühen des Treibens in unserer Wohnung. Wir spornten uns gegenseitig an, halfen und ermutigten einander. Wir bildeten eine große Familie. Einige Gäste ließen gleich einen Vorrat an sauberer Kleidung bei uns. Entlang der gesamten Wohnzimmerwand war eine große Kollektion von Schuhen aufgestellt. Leere Bierflaschen sammelten sich reichlich an.

Wenn die Polizei wieder einmal Václav Havel schikanierte oder verhaftete, wurden in New York und Paris umgehend empörte Stellungnahmen verfasst, die amerikanische Botschaft protestierte und verschiedene internationale Komitees lancierten Petitionen. Doch weder wir noch unsere Freunde und Bekannten wurden von irgendwem beachtet, weder Medien noch Menschenrechtler kämpften für uns. Sie wussten nicht einmal von unserer Existenz. Die Propaganda in den Zeitungen und im Fernsehen zeigte Dissidenten als abartige Alkoholiker und Drogenabhängige, die eine Bedrohung für den

Staat darstellten. Einige Gäste bei uns kamen mir zwar exzentrisch vor, andere faul, verzweifelt oder unglücklich, aber alles in allem völlig harmlos. Oft wurde über Religion diskutiert, mehrere unserer Besucher hatten sogar einen Glauben angenommen und waren Kirchenmitglieder geworden. Meinen Vater ärgerte das, er betonte immer wieder seine kommunistische und atheistische Überzeugung. Wo sich die Gelegenheit bot, prangerte er an, dass man ihn trotzdem Repressalien aussetzte. Jede Woche schickte er mehrere Eingaben an offizielle Stellen: die Polizei, die Regierung, das Parlament, den Präsidenten. Er ging auch zu öffentlichen Parteiversammlungen, um dort das Regime des Verfassungsbruchs zu bezichtigen. Außer uns hatte keiner der regelmäßigen Bewohner der Wohnung ein Auto, sodass uns die Polizei automatisch für die Hauptantriebskraft des Geschehens hielt. Dabei wurden in der Wohnung oft nur Bücher gelesen. Schwer aufzutreibende Romane, maschinengetippte Kopien, manchmal nahezu unleserlich, konnte man sich von vertrauenswürdigen Bekannten für eine Nacht ausborgen. Punkt sechs Uhr morgens gaben wir sie wieder zurück.

Gemeinsam mit meinen Eltern und den Gästen lauschte ich verbotenen Sendern in einem Weltempfänger russischer Produktion. Aus dem Apparat, der außer bei der tschechoslowakischen Opposition sonst höchstens noch bei mongolischen Viehhirten in Gebrauch war, tönte das Jaulen der Störsender viel deutlicher als die dunklen Stimmen der Sprecher. Die langen Ansprachen verstand ich nicht, aber ich tat so, als leuchtete mir jedes Wort ein.

An die Razzien hatte ich mich gewöhnt. Lange Zeit dachte ich, dass jede Familie das mitmachte. Zuerst wurden alle Anwesenden von den Geheimagenten durchsucht. Einer von ihnen hatte immer ein Lederfutteral am Gürtel, aus dem der schwarze Griff eines Revolvers ragte. Die Polizisten inspizierten die Papiere und die persönlichen Gegenstände, jeder wurde fotografiert und einem kurzen

Verhör unterzogen. Wenn sie mich zu Gesicht bekamen, fingen sie manchmal an zu lachen. Ein ziemlich junger Staatsfeind. Doch Wörter wie Protokoll, Verhör oder Anklage waren mir bereits bekannt. Ich wuchs in dem Bewusstsein auf, dass insgeheim irgendwer jede meiner Bewegungen beobachtete, alle Gesten filmte, alle Wörter aufnahm, meine Gesichtsausdrücke, und überhaupt mein ganzes Tun verfolgte.

Besonders gut in Erinnerung habe ich einen Oberst namens Varga. Sein riesiger kahler Schädel war bleich wie Wachs. Er hatte keine Zähne mehr und lächelte, indem er seine Lippen fest aufeinanderpresste und die Gesichtsmuskeln fast schon schmerzhaft in die Breite zog. Jedes Mal, wenn er kam, nahm er sofort auf der Couch im Wohnzimmer Platz. Für einen Moment herrschte Schweigen.

»Möchten Sie was trinken?«, fragte meine Mutter.

»Im Dienst sollte ich eigentlich nicht, aber wenn Sie so fragen ...«, antwortete er.

»Ach nehmen Sie, nur einen Schluck«, ermunterte sie ihn.

Varga verwandelte sich augenblicklich in einen redseligen Burschen, vor allem nach zwei, drei Gläschen Sliwowitz. Blitzschnell, aber mit Würde goss er sich den Schnaps in den Schlund, angelte sich mit spitzen Fingern eine saure Gurke aus dem Einweckglas und grinste. Schließlich war er so betrunken, dass er fast nicht mehr nach Hause gehen konnte, und hätte beinahe bei uns übernachten müssen. Nach dem dritten Besuch fühlte er sich bei uns so gut wie zu Hause. Gern erzählte er Witze, die ich meist nicht begriff, aber ich hatte das Gefühl, dass sie staatsfeindlich waren. Sie fingen oft so an: »Streiten sich ein Amerikaner und ein Russe ...«, oder: »Trifft ein Kubaner einen Westdeutschen ...«. Oder sie handelten von Schwulis. Nach der Pointe wieherte Varga übertrieben laut los. Wenn mich sein Blick traf, kam ich mir verloren vor. Ich wusste, dass es unpassend war, zurückzustarren, denn das würde er hoch-

nässig finden. Wegzuschauen bedeutete aber, Desinteresse zu zeigen. Im Stillen hoffte ich immer, dass so viele Leute wie möglich über Vargas Witze lachen würden. Dann bekam er gute Laune, erzählte lang und breit, tat niemandem etwas zuleide und ging ziemlich schnell wieder. Doch wenn peinliche Stille herrschte, wurde er wütend und fing an, uns zu drohen. Niemand in der Wohnung ahnte, wie sein Besuch ausgehen würde.

Besonders übel sah es aus, als Varga und seine Kollegen einmal mitten in der Nacht in die Wohnung kamen und auch noch Schäferhunde ohne Maulkorb dabei hatten. Ich hatte große Angst vor dem wütenden Gebell der Hunde, die sie bis ganz dicht an mich heran ließen. Das Zimmer wurde von grellem Licht durchflutet. Die Frauen, deren Make-up-Reste ihnen über die blassen Wangen rannen, zogen sich verwirrt ihre Röcke hoch. Die Männer schafften es kaum noch, sich ihre Hosen ordentlich zuzuknöpfen. Ich lernte, dass Hunde die Angst der Menschen liebten. Die Agenten führten mit ihrer Hilfe einen der Gäste ab, der dann 48 Stunden in Untersuchungshaft zubrachte: schmutzige Wände, trübes Licht, Gefängnis-mobiliar, immer wieder dieselben Fragen bis zum Verrücktwerden, ein russischer Plattenspieler aus Holz, die Wände voll mit hängenden Kletterfarnen und Vorkriegsschreibmaschinen ...

Ein andermal trieben sie uns alle aus der Wohnung und ließen uns zwei Stunden draußen im Frost warten, bis sie unsere Papiere kontrolliert hatten. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass die Polizisten ein bisschen Angst vor uns hatten. Wenn sie uns beschimpften, amüsierten wir uns darüber, und anschließend beschimpften wir sie insgeheim dreimal so heftig. Ich hatte den Eindruck, dass unsere Gemeinschaft in jenem Winter, in der Stille der kurzen und dunklen Tage, wieder erstarkte. Die Bäume waren voller Raureif, an den Fenstern blühten die Eisblumen. Tiefer Schnee bedeckte den Boden.

Man könnte vielleicht sagen, dass mich das Regime um meine Kindheit betrogen hat. Wir lebten unter elenden Bedingungen und in erniedrigender Enge, wir hatten gerade genug zum Überleben. Aber trotzdem habe ich mich hin und wieder gut amüsiert.

Ich war ein Meister im Auffinden von Wanzen, nach denen wir jedes Mal suchten, wenn wir nach ein paar Stunden oder Tagen Abwesenheit nach Hause kamen. Ich durchforstete des Wohnzimmers, das Schlafzimmer und die Küche. Ich nahm den Telefonhörer auseinander und kontrollierte Radio und Fernseher. Meine kleinen Finger steckte ich auch da hinein, wo andere nicht hinkamen. Ich wühlte alles durch: die Kommode, den Sekretär, den Wäscheschrank. Fast immer fand ich etwas: ein Aufnahmegerät, einen Fotoapparat, einmal sogar eine geräuschlos filmende Minikamera.

Mit zunehmendem Alter passierte es mir immer häufiger, dass die Schwulen bei uns in der Wohnung versuchten, mich zu verführen. Ich weiß nicht, wie viele Male sie um mich herumscharwenzelten und sich bei mir einschleimten. Bekannte meines Vaters. Als Freundinnen verkleidete Freunde. Typen, die ich nicht kannte. Gefallene Engel. Kettenraucher. Sie hatten keine Geheimnisse vor mir und wollten, dass ich mich ihnen anschloss.

»Wenn du mal groß bist, dann bist du auch einer von uns. Einen Mann kann eben am besten ein anderer Mann verstehen. Glaub mir, wenn du das erst mal probiert hast, wirst du nichts anderes mehr wollen. Die Frauen haben kein Verständnis für uns, wir sind eben einfach anders. Nur ein Kerl weiß, was ein anderer Kerl wirklich braucht«, sagten sie zu mir.

Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, ich hatte einfach nur Angst vor ihnen. Die Nacktheit, die ich in der Wohnung sah, die beunruhigenden Geräusche, die seltsamen Anspielungen, die weißen Körperteile, das alles beschäftigte meine Phantasie ohne Unterlass und füllte ganze Tage aus, die ich in Untätigkeit verbrachte.

Damals traten bei mir zum ersten Mal Wutausbrüche auf, sobald mir jemand Avancen machte.

»Gib mir hundert Kronen, oder ich gehe zur Polizei und sage denen, was hier los ist!«, schrie ich meinen Vater an.

»Das meinst du doch wohl nicht im Ernst! Was erlaubst du dir eigentlich?«

»Ich will Kohle, sonst schwärz ich euch an.«

»Gib ihm einen Fünfinger«, rief meine Mutter.

Manchmal erpresste ich auch die anderen in der Wohnung. Einmal wollte mir ein Typ für meine Unverschämtheit eine knallen, und deshalb brüllte ich ihm ins Gesicht: »Fass mich nicht an, oder ich sag der Polizei, dass du mich vergewaltigt hast! Dann endest du im Knast!«

Er machte keinen Mucks mehr.

»Was nimmt sich das Kind denn da raus? Dass ihr euch das gefallen lasst!«, rief jemand.

»Kümmert euch nicht drum. Lasst Michal in Ruhe, oder er verrät wirklich was, und dann gibt's eine Katastrophe«, verteidigte mich meine Mutter.

Und deshalb wurde ich immer dreister. Ich wusste, dass mich nichts aufhalten würde.

Zur Sache ging es dann wieder, nachdem meine Eltern und mehrere ihrer Bekannten eine Petition unterschrieben und ins Ausland verschickt hatten. Textauszüge sollen angeblich auch in großen amerikanischen und deutschen Zeitungen abgedruckt gewesen sein. Das Politbüro war sauer und beschloss, hart durchzugreifen. Der Skandal zog immer weitere Kreise. Angeblich wurde in ausländischen Radiosendern viel über die Petition gesprochen, aber niemand wusste, was. Auf eine brutale Polizeirazzia folgte ein politischer Schauprozess. Meine Eltern schafften es wie durch ein Wunder, sich der Verfolgung zu entziehen, aber einer ihrer Freunde wurde

wegen Zersetzung des Staates zu fünf, ein anderer zu dreieinhalb Jahren verurteilt. Mehrere andere wurden in abgelegene Grenzregionen im Norden umgesiedelt. Unsere Wohnung war viel zu gefährlich geworden, niemand wollte mehr dahin zurück. Außerdem hatte sich die Gruppe zerstritten. Als wir zufällig alten Freunden meiner Eltern begegneten, gingen sie uns aus dem Weg. In den Augen, die einmal Komplizenschaft ausgestrahlt hatten, lag Misstrauen und sogar Hass.

Die Verabschiedung beschränkte sich auf freundschaftliche Knuffe, einige bedeutungslose Worte, Händeschütteln. Irgendwer hob mich mit beiden Armen hoch, doch ich war schon zu schwer, sodass er mich schnell wieder absetzte.

6.

Meine Eltern beschlossen nach Bratislava umzuziehen, eine vom Rest der Welt vergessene Stadt: Es gab es deutlich weniger Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten und sich der Opposition angeschlossen, sodass eine viel friedlichere Atmosphäre herrschte. Hier veränderte sich das Verhalten meiner Eltern. Ich wusste nicht, was sie dazu brachte – vermutlich die Angst. Vom ersten Tag an waren sie wie ausgewechselt: In der Öffentlichkeit gingen sie Hand in Hand, sie küssten, umarmten und streichelten sich. Sie kleideten sich auch anders. Meine Mutter ließ sich die Haare lang wachsen. Ihre Schlaghosen wurden von klassischen Röcken abgelöst.

»Schaut her, wir haben ein Kind und kümmern uns mustergültig darum, wir leben glücklich und zufrieden, wir sind geheilt!«, erläuterten sie beim präventiven Verhör, als sie sich an der neuen Adresse gemeldet hatten.

Sofort nach unserer Ankunft waren sie von der Polizei vorgeladen worden.

»Wir haben unseren Fehler eingesehen, wir sind jetzt gesund und zufrieden«, sagten Josef und Hana immer wieder.

»Sie sind mir das Liebste auf der Welt«, plapperte ich.

Das waren nicht mehr dieselben Eltern, die mir alles erlaubten. Ich glaube, dass sie ab einem gewissen Zeitpunkt alles nur taten, um mich zu beschützen. Sie hatten den großen Wunsch, dass ich es trotz alledem wenigstens aufs Gymnasium schaffen würde, dass ich nicht in die Fabrik oder in einen Heizungskeller arbeiten gehen müsste, wo die meisten Dissidentenkinder landeten. Die beiden beschwerten sich zwar über das Regime, doch sie gaben sich zumindest die größte Mühe, dass wenigstens ich es einmal ein bisschen besser haben würde.

Allerdings nahmen die Dinge einen anderen Lauf: Meine Mutter wurde in einem konstruierten Prozess wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht gegenüber ihrem Kind zu vierzehn Monaten Haft verurteilt. Sie landete in einem Gefängnis am anderen Ende der Republik. Ich hatte große Angst um sie. Nach dem Umzug hatte mein Vater den Kontakt zur Prager Schwulenszene verloren, zu der in Bratislava gehörte er nicht, und sonst hatte er auch keine anderen Freunde. Es gab niemanden, der uns helfen konnte.

Mein Gesicht hatte schon mit zwölf die Züge eines Erwachsenen angenommen. Die Münder von Frauen formten sich bei meinem Anblick oft zu einem verwirrten Lächeln. Dies verlieh mir einen aufrechten, federnden Gang. Meinen Vorfahren war es nicht gelungen, aus mir einen ihrer Nachfolger zu machen. Seit ich erwachsen wurde, zogen mich Frauen an.

7.

Ich gehörte zu den geburtenstarken Jahrgängen. Die Schulanfänger wurden auf die Klassen A bis K aufgeteilt. Meine Mitschüler und ich sammelten Spielzeug für die Kinder in Nicaragua, Stifte und Hefte für Kuba, Mehl für Äthiopien und Bilderbücher für Angola. Ich sprach die Erwachsenen mit »Genosse« an, sang Arbeiterkampflieder und quälte mich mit der russischen Grammatik herum. An den Feiern zu den großen revolutionären Jahrestagen durfte ich anfangs nicht teilnehmen, aber meine Lehrerin nahm mich trotzdem manchmal mit der Klasse mit. Ich legte sogar einen Eid ab und gelobte einer Jugendorganisation lebenslang die Treue, die es schon ein paar Jahre später nicht mehr gab.

Ferngesehen habe ich zum ersten Mal mit acht auf einem Schwarzweißgerät, mit dem man verschwommen drei Programme empfangen konnte. Wenn man es ausschaltete, blieb in der Mitte des kugelig gewölbten Bildschirms noch ziemlich lange ein kleiner Lichtpunkt zurück. Und ich schaltete oft aus, denn meist wurden nur alte Filme über den Slowakischen Nationalaufstand ausgestrahlt.

Die Epoche, in der ich aufwuchs, war angeblich die Hochzeit des Sozialismus, doch mit zeitlichem Abstand betrachtet erscheint sie mir abnorm kapitalistisch und konsumorientiert, denn jeglicher Ramsch aus dem Westen stellte für mich einen Schatz von unermesslichem Wert dar. Ich verachtete alles Gemeinschaftliche, was man sich teilen musste. Für mich zählte nur das, was ganz allein mir gehörte. Meine einzige *Bravo* behandelte ich zwei Jahre lang mit größter Sorgfalt. Für die Turnschuhe mit den drei Streifen sammelte ich bereitwillig einen Monat lang Altpapier. Französische Comics kaufte ich unter dem Ladentisch zu unverschämten Preisen. Bei der Suche nach Karottenjeans auf dem Schwarzmarkt wurde ich bei-

nahe verhaftet. Wenn es Bananen gab, stand ich vor Obst-und-Gemüse-Geschäften in langen Schlangen, in denen sich die Leute Witze über das Schlangestehen nach Bananen erzählten. Auf Video sah ich mir grobkörnige Viertkopien von amerikanischen Actionfilmen an, die von einer einzigen Stimme laienhaft synchronisiert waren. So manche Platte kam mich aus zweiter Hand so teuer zu stehen wie ein seltenes Unikat. Wo es nichts gab, hatte alles einen Wert. Und nicht nur, dass die allgegenwärtige Mangelwirtschaft nie aufhörte – es war auch sonst überhaupt nichts los. Zu Tode gelangweilte Mütter waren dauernd am Stricken und nähten Sachen nach Schnittmusterbögen aus zerfledderten Modezeitschriften aus dem Westen, die in den Familien auf Warteliste weiterverborgt wurden. Die Frauen trugen Kleider aus bunten Kunstfasern, ihre Köpfe waren mit Dauerwellen geschmückt, und jede besaß ein Necessaire. Hausfrauen wurden zu fanatischen Anhängerinnen des Einkochens, wodurch sich die Speisekammern bis unter die Decke mit Einweckgläsern füllten. Die Väter widmeten sich entweder der Wissenschaft, dem Fußball, der Kleingärtnerei, oder sie stocherten in alten Autos herum. Nur die wenigsten wussten, was man mit der Unmenge an Freizeit anfangen sollte. Ich hatte Mitschüler, deren Väter sogar drei Arbeitsstellen hatten, wobei sie sich nie auch nur bei einer von ihnen blicken ließen, und nebenbei bekleideten sie auch noch zwei Partiefunktionen.

Wenn ich Gleichaltrigen aus anderen sozialistischen Ländern begegnete, die unsere Schule besuchten, wusste ich schon vorher, was sie anhaben würden. Wir wetteiferten darum, wem es schlechter ging. Meistens gewann ich.

Jede Woche kam es zu Gas- und Stromsperrern. Die Stadt versank in der Kälte oder in tristem Dämmerlicht. Die Wasserhähne tropften pausenlos und die Spülkästen an den Klos waren undicht. Dank Schwerindustrie und Chemiefabriken regnete jede Nacht feiner,

krebserregender Staub herab, sodass sich in unserem Wohngebiet morgens ein Geruch wie in der Nähe verlassener Feuerstellen ausbreitete. Nicht einmal der Schnee auf der Erde war weiß, sondern grau, manchmal fast schwarz. Die Stadtreinigung räumte sporadisch die toten Spatzen und Drosseln weg, die an den Abgasen erstickt waren. Zur Verbesserung meiner Gesundheit bekam ich in der Schule Milch zugeteilt, die in Wahrheit stärker verseucht war als die Atmosphäre. Einmal im Jahr fuhr ich zur Vorsorgekur in eine »Schule im Freien« – mitten in kontaminierten Wäldern. Jeder auffällige, nicht ausreichend befestigte Gegenstand verschwand augenblicklich. Vielleicht war deshalb das Schweißen so in Mode, denn was nicht angeschweißt war, wurde geklaut.

Zu Weihnachten wünschte ich mir irgendetwas Verbotenes. Ich freute mich immer, wenn ich unter dem Weihnachtsbaum eine aus dem Ausland mitgebrachte Platte auspackte. Dann hatte ich ein Gefühl, das wohl dem Glück ähnelte, wie es die anderen Kinder im Ferienlager erlebten, wo ich nicht hinfahren durfte und worüber ich am Ende des Sommers voller Neid immer die tollsten Dinge hörte. Ich war einer der wenigen Schüler, die weder Urkunden noch Sportmedaillen bekommen durften, und auch für meine guten schulischen Leistungen wurde ich nie ausgezeichnet.

Unser Land war von einer Armee besetzt worden, die eine fremde Sprache sprach. In dem von Stacheldraht und Wachtürmen eingefassten Staat war sogar das Wetter immer gleich. Dabei hätte es genügt, nur ein paar Dutzend oder Hundert Kilometer weiter westlich oder südlich zur Welt zu kommen, in München vielleicht, oder in Wien, und das Leben hätte vollkommen anders ausgesehen. Ich dachte an all die Menschen, die in diesen Städten lebten, die keine Ahnung hatten, dass es mich gab, wohingegen ich den Eindruck hatte, dass ich sehr viel über sie wusste. Mich rettete die deutsche Sprache. Gierig verschlang ich jede Information aus Deutschland

und Österreich und verglich alles damit. Sie hatten Mountainbikes, ich hatte ukrainischen Schrott. Während ich kaum Kassetten auftreiben konnte, sammelten sie CDs. Sie aßen Kiwis, ich biss auf strohigen Kubaorangen herum. Meine Kaugummis verloren augenblicklich ihren Geschmack, die von ihnen schmeckten bestimmt noch jahrelang süß nach Apfel. Sie benutzten vierlagiges Klopapier, ich nahm kleingeschnittene Zeitungsseiten.

Meine Konsumgier blieb unbefriedigt. Alles war voll von fehlerhaften Dingen in schlechter Qualität. Die Schuhe rissen im Winter im Schnee, und ich froh an den Füßen. Die Socken dröselten nach einer Woche auf. Sogar die Zigaretten gingen wieder aus. Als Unterwäsche trug ich derbe Turnhosen, weil drei Jahre lang keine Baumwollschlüpfer aufzutreiben waren. Die Werbung im österreichischen oder deutschen Fernsehen schaute ich an wie kleine Sciencefiction-Filme, denn sie spielten in einer fantastischen Welt voller unbekannter Dinge.

Aus Anlass verschiedener Jahrestage wurde die triste Stadt jedes Mal in Windeseile verschönert. An den Laternen wurden Fähnchen, Losungen und Girlanden aus Blumen und Schleifen aufgehängt. Auf den wichtigsten Plätzen wurden Löcher ins Straßenpflaster gegraben, die wurden mit Erde gefüllt und man setzte Bäume. Keine Samen, sondern fertige Stämme mit ausladenden belaubten Kronen. Dieses Tempo faszinierte mich. In der Schule hatten sie mir nämlich beigebracht, dass Bäume Jahre brauchten, um groß zu werden, und dass man sich um sie kümmern musste, weil sie sonst eingingen. Zwei Tage später jedoch war das Grün spurlos verschwunden, die Bäume waren wieder herausgerissen und an einen unbekanntem Ort abtransportiert worden. Über meinem Kopf flogen in regelmäßigen Abständen mit dumpfem Dröhnen Düsenjäger. Im Rahmen von Manövern wurden alle Jahre wieder die Straßen im ganzen Land von unheilvoll brummenden Panzern und Militärtransportern ka-

putt gemacht. Der viel zu weiche Asphalt wurde im Sommer fast flüssig und klebte an den Sohlen meiner Turnschuhe. Lautsprecher überfluteten in ihrer ohrenbetäubenden blechernen Akustik die Umgebung mit Vorträgen von Genossenschaftsbauern und geschmackloser Marschmusik. Wer im Konsum Brot kaufen wollte, musste sich in ein Heft eintragen. Die Kellner im Restaurant brachten die Suppe in Metallschalen und schütteten sie vor dem Gast auf den Teller. Dahingegen stellten sie den Tee schon fertig durchgezogen und ohne Teebeutel auf den Tisch. Die Geschäfte hatten andauernd Inventur, sprich: Die Verkäuferinnen zählten Waren, die es gar nicht gab, und genossen ihren freien Tag.

Ich glaubte nicht, dass ich jemals etwas anderes erleben würde. Ich konnte es mir jedenfalls nicht vorstellen.

Die Zeit verging viel langsamer.

Die Europäischen Staaten unterschieden sich noch voneinander.

Die alten Regeln galten noch.

Der Westen war im Westen.

Der Osten war im Osten.

Mit elf Jahren kam ich aufs Gymnasium. Ich hatte keine Freunde und ging nicht Fußball spielen, sondern saß im Aufenthaltsraum und blätterte in Zeitschriften, oder ich starrte, eingeschlossen in mein Zimmer, stundenlang aus dem Fenster. Meine Zuflucht wurde das Deutsche. Slowakisch sprach ich nur, weil sie mich in der Schule dazu zwangen. Mit meinem Vater redete ich deutsch. Ich las deutsche Bücher, schaute deutsches Fernsehen und hörte deutsche Radiosender. Manchmal hatte ich den Eindruck, an einem völlig anderen Ort zu leben. Die deutsche Sprache zog mich an, ihre Grammatik. Dahingegen plagte ich mich mit Tschechisch und Slowakisch ab. Außer Deutsch interessierte mich noch Biologie, denn ich glaubte, dass ich etwas mehr über meinen Körper erfahren würde. Doch der Unterricht enttäuschte mich.

Mit dreizehn absolvierte ich einen obligatorischen Kurs für Jungen in der Pubertät: »Hygiene der Geschlechtsorgane«. Der bestand darin, dass wir Zettel lasen, auf denen Merksätze standen wie »Nach dem Duschen reibt man das Glied mit dem Handtuch prinzipiell vom Körper weg und nach unten ab, niemals anders herum!«, »Das Glied gehört in die Hose, nicht in die Hand!« oder »Halte deine Hoden nicht unnötig lange in der Hand und streichle sie nicht!«. Ich erfuhr, dass Onanieren gefährlich war, der Gesundheit schadete und die Lebenserwartung wesentlich senkte. Mehr brauchte ich nicht zu wissen. Ich hielt mich an diese Empfehlungen. Manchmal war es sehr schwer, sich zu beherrschen, aber ich habe es geschafft. Die anderen Mitschüler masturbierten, was das Zeug hielt, und gaben bei jeder Gelegenheit damit an. Dieser Genuss konnte allerdings bei weitem nicht die gesundheitlichen Risiken aufwiegen. Ich freute mich darauf, mein hohes Alter später bei voller Gesundheit auszukosten, während meine Altersgenossen schon auf dem Friedhof liegen würden.

Die Lehrer überwachten mich streng. Es machte mich immer wütender, dass einige meiner Altersgenossen jedes Jahr nach Italien fuhren, täglich aus Wien importierte Kiwis aßen und in den Genuss vieler weiterer Privilegien kamen. Und das in einer Zeit, als sie uns nicht einmal nach Polen oder Ungarn in den Urlaub fahren ließen, weil wir unter polizeilicher Aufsicht bleiben mussten. Selbst wenn wir bloß innerhalb der Tschechoslowakei verreisen wollten, mussten wir das zuerst zwei Behörden melden, und deshalb blieben wir lieber zu Hause. Mein Vater versuchte mich damit aufzumuntern, dass die erfolgreicherer Väter Geheimagenten waren und deshalb auch das konnten, was wir nicht durften. Solche Erklärungen stellten mich allerdings überhaupt nicht zufrieden. In Gedanken machte ich ihm schreckliche Vorwürfe, dass er es nicht einmal geschafft hatte, die Bewilligung für eine DDR-Reise an die Ostsee zu besor-

gen, dass er mir nie Videokassetten mitbrachte und auch nicht jene legendäre Schokolade mit der violetten Verpackung, die ich immer in der Werbung nach den österreichischen Fernsehnachrichten sah.

Im Januar 1983 suchte mich die Polizei sogar während des Unterrichts auf. Mitten in der Geografiestunde musste ich das Klassenzimmer verlassen. Zuerst freute ich mich, aber nachdem ich den leeren Turnsaal betreten hatte, der zu einem Verhörraum umfunktioniert worden war, verging mir das Lachen. Ich trat mit schnellen, aber ungeschickten Schritten ein und blieb in ausreichendem Abstand stehen. An einem Tisch saßen ein Mann und eine Frau in grünen Uniformen. Sie befahlen mir stillzustehen. Scheu blickte ich geradeaus. Die Frau warf mir einen finsternen Blick zu und stellte die üblichen Fragen: Vor- und Zuname, Geburtsdatum, Name des Vaters und der Mutter ... Dann nahmen sie meine Fingerabdrücke. Ich wurde unsicher, denn auf eine solche Situation hatten mich meine Eltern nicht vorbereitet. Der Mann fing an. In seinem Gesicht stand geschrieben, dass er sich nicht für dumm verkaufen ließ.

»So, Michal Kirchner, schreib uns hier zuerst einmal auf, was du zwischen den Beinen hast!«, befahl er.

Ich dachte, ich hätte mich verhört. Ich sah ihn an und hatte das Gefühl, dass ich ihn schon sehr lange kannte. Ein schnell und präzise arbeitender Mensch, den nichts aus der Ruhe brachte. Seine Mimik verriet, dass er Freude an der Arbeit hatte.

»Wie bitte?«, fragte ich.

»Auf den Zettel hier schreibst du, wie du das nennst, was du zwischen den Beinen hast.«

Ich begriff nicht, was das zu bedeuten hatte. Um was ging es ihnen? Ich bekam Angst. Mit zittriger Hand schrieb ich das anständigste Wort auf, das mir einfiel, ein Ausdruck, den Großmütter für

diesen Teil des männlichen Körpers benutzten, wenn sie mit Kleinstkindern redeten.

»Du sollst dir hier nichts ausdenken. Das sagst du garantiert nicht!«, schrie mich der Polizist an, als er es gelesen hatte. »Bestimmt kennst du einen unanständigeren Begriff! Vielleicht hast du ihn bei einem von denen gehört, die euch immer besuchen kommen! Bei einem Kumpel von deinem Vater. Oder bei einer Freundin von deiner Mutter. Oder bei einem Mitschüler auf dem Klo. Na? Aufschreiben!«

Also schrieb ich die zweitanständigste Bezeichnung auf. Dann eine dritte. Eine vierte. Eine fünfte.

»Warum schwindelst du uns die ganze Zeit an? Willst du uns hinter Licht führen?«, brüllte der Polizist.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Schließlich schrieb ich die allervulgärste Bezeichnung auf, die ich aus meinem Gedächtnis fischen konnte. Dann bekam ich den Befehl, das Wort laut auszusprechen. Ich gehorchte.

Kaum war es verklungen, wurde ich schon wieder angemotzt: »Was fluchst du hier rum? Wer hat dir beigebracht, so zu reden? Hm? Was nimmst du dir eigentlich raus? Entschuldige dich!«

Der Mann in Uniform wischte sich den Schweiß von der Stirn und starrte mich aufgebracht an.

»Ich bitte Sie um Verzeihung, ich werde es nie wieder tun«, antwortete ich.

Ich wusste, dass ich akzeptieren musste, was mir von Autoritäten gesagt wurde. Ich hatte Angst. Man muss es mir angesehen haben, denn auf beiden Gesichtern zeigte sich größte Zufriedenheit. Darin bestand offensichtlich der Hauptzweck des Verhörs, denn die folgenden Fragen waren sehr allgemein gehalten und zielten auf nichts Konkretes ab. Sie fragten nach ganz gewöhnlichen Dingen: worüber bei uns zu Hause gesprochen wurde und wer regelmäßig zu Besuch